

schen Aspekten des Diakonats der Frau erwähnt. Hier war Zeit, ins Detail zu gehen, Erfahrungen auszutauschen und unorthodoxe Positionen zu besprechen. Im Arbeitskreis „Kirchliche Frauenbilder und Diakonats der Frau“, den ich geleitet habe, nahm zum Beispiel die Frage breiten Raum ein, ob alle Teilnehmerinnen, die den Diakonats einstimmig befürwortet haben, auch selber Diakonin werden möchten. Eine ernstzunehmende Stimme in der Diskussion, die der Kirche zu denken geben mußte, betonte, unter den gegebenen kirchlichen Verhältnissen und der gewachsenen Ämterstruktur könne sie sich eine solche Einbindung in die Hierarchie nicht vorstellen. Ihr entgegen stand eine Österreicherin, die in einem Selbstzeugnis ihre Berufung zum Priestertum bekannte. Die Mehrheit der Frauen aber war sich einig, daß ohne eine Veränderung des Frauenbildes in der katholischen Kirche ein Diakonats der Frau nicht denkbar sei. Umgekehrt aber rechneten die meisten Diskussteilnehmerinnen damit, daß die Zulassung von Frauen zum Amt der Diakonin selbst einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer Kirche aus gleichberechtigten Frauen und Männern zu leisten vermöchte.

Ingrid Thurner

Eine Berufung wider die Anpassung*

Studententag „Frauenberufung – Frauenweihe“

*Die Plattform „Wir sind Kirche“ hat am 19. April 1997 in Maria Plain einen Studententag durchgeführt, bei dem es nicht nur – wie in Stuttgart – um die Weihe zur Diakonin, sondern auch um jene zur Priesterin gegangen ist. Charakteristisch für diese Tagung war, daß daran auch viele Frauen teilgenommen haben, die sich selbst zum Priestertum berufen fühlen. Dementsprechend befaßten sich die Teilnehmerinnen besonders auch mit Strategien der Umsetzung ihrer Anliegen. Schließlich wurde die Teilnahme an der internationalen „Aktion Lila Stola“ beschlossen und eine „Maria Plain Erklärung“ formuliert. ***

red

Die Stühle standen verkehrt, als 64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Studententages am 19. April 1997 den Saal in Maria Plain, Salzburg, betraten. Sie wurden aufgefordert, Platz zu nehmen, sich einen Platz zu suchen. Ratlosigkeit, ein verlegenes Lächeln hier und dort, ein paar setzten sich, die meisten wissen nicht, was tun, warten einfach einmal ab. Ein paar beherzte Frauen packen einen Stuhl, drehen ihn einfach um und sitzen bequem, andere folgen ihrem Beispiel. Schließlich haben alle Platz genommen – die einen verkehrt herum, andere rittlings, die Lehne als Stütze, einige auf halb umgedrehten Stühlen, die meisten bequem, weil sie sich einfach einen Sessel geschnappt und für sie passend hingestellt hatten. Aber niemand wußte so genau, wie es nun weitergehen sollte.

Diese spürbare Verunsicherung der Anwesenden, die gespannte Atmosphäre, das Durcheinander von verschiedenen ausgerichteten Sitzplätzen, die vielen Fragezeichen, die im Raum schwebten, aber auch die neugierige Erwartung, wie es weitergehen würde – all das wurde zum be-greifbaren Zeichen für Frauen in der römisch-katholischen Kirche, die sich zur Diakonin und Priesterin berufen erfahren.

Über 90 Frauen hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits auf den Aufruf der Plattform „Wir sind Kirche“ gemeldet, um der zweiten Forderung des „Kirchenvolks-Beghrens“ nach voller Gleichberechtigung der Frauen „Gesicht und Namen“ zu geben. Fast

* Die Formulierung des Themas wurde einem Text von Renate Put, in: Catarina aktuell, Februar 1997, entnommen:

„Seit etwa 10 Jahren weiß ich um meine Berufung. Zeit meines Lebens bekämpfe ich diese Berufung, mal mehr, mal weniger. Meine Berufung zur Priesterin ist eine Berufung wider die Anpassung. Eine Berufung zum Widerstand gegen Tradition und amtskirchliche Theologien.

Es ist jedoch auch eine Berufung für eine gewandelte und veränderte Kirche, jenseits patriarchaler (Geschlechter-)Theologien und Strukturen.

Männer, Brüder und Väter, sind die besseren und mächtigeren Menschen. Sie sind auch die ersten, das hat mich meine Frauen-, Familien- und meine Kirchengeschichte gelehrt.

Ja, wenn ich dies bedenke: meine Berufung zur Priesterin ist eine Berufung wider die Anpassung.“

** Informationen darüber können bei der Autorin dieses Beitrages eingeholt werden: Ingrid Thurner, Rauchenbergstr. 14, A-6111 Volders, Tel.: 0 52 24/ 530 72, E-mail: i.thurner@tirol.com.

hundert Frauen sind es inzwischen – die jüngste 17 Jahre alt, die ältesten über 70. Frauen jedes Standes, mit unterschiedlichsten Berufen, mit ganz verschiedenen Lebensgeschichten, Frauen, die bisher den traditionellen Frauenweg gegangen waren, geprägt von einer kirchlichen Tradition, die ihnen zwar inzwischen mit schönen Worten die gleiche Würde wie dem Mann zuspricht, ihnen aber nach wie vor abspricht, eine Berufung zu erfahren, die nach kirchlicher Auffassung einzig und allein einem Mann gebührt. Endlich haben wir gemeinsam die stumme Tabuzone verlassen, in der sich jede mehr oder weniger als „vereinzelte Spinnerin“ empfunden hatte und sich womöglich selbst einredete – zumindest wurde es uns eingeredet –, falsch zu glauben, außerhalb der Kirche zu stehen, sich nur wichtig zu machen, und ähnlichen Unsinn mehr. Ich denke, daß es die erste wichtige Erfahrung dieses Tages war, zu erleben: Wir sind viele, und gemeinsam sind wir stark.

Das zweite große Geschenk dieser Stunden war das ökumenische Miteinander. Zu hören, wie steinig der Weg der Frauen in Schwesterkirchen zur Ordination oder Weihe war und immer noch ist, aus ihren Erfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen zu lernen und ihre Solidarität zu spüren, schenkt Mut, diesen Weg auch in aller Öffentlichkeit weiterzugehen, und Vertrauen, daß auch die römisch-katholische Kirche eines Tages erkennt, daß sie weniger an einem Mangel an Berufungen leidet als an einem Mangel an Einsicht, daß Gott auch Frauen und verheiratete Menschen in seinen priesterlichen Dienst ruft. Berufungen von Frauen werden weder ernstgenommen noch geprüft, geschweige denn dankbar angenommen. Damit spricht die Kirche Mißachtung, ja Verachtung von persönlicher Berufung aus und widerspricht dem Geist Gottes, „der weht, wo er will“. Ganz zu schweigen von den Verletzungen, Enttäuschungen und Brüchen im Leben von Frauen, die ständig gezwungen werden, entgegen ihrer eigentlichen Berufung leben zu müssen und dem konkreten Anruf Gottes nicht folgen zu dürfen.

„*Sehen, was ist*“ stand als Überschrift über dem Vormittag: Bibel, Kirchenrecht, Tradition, Lehramt und Aussagen des Papstes . . . ; Frauen, die sich von Gott berufen erfahren,

sich der Kirche als Diakonin oder Priesterin zur Verfügung zu stellen . . . ; die pastorale Notsituation heute und ungezählte Frauen, die de facto den Dienst von Priestern erfüllen, aber nicht Priesterin sein dürfen. . . ; geweihte oder ordinierte Frauen in Schwesterkirchen, deren Weg und Leben uns Mag. Assunta Kautzky (evangelische Pfarrerin), Karin E. Leiter (altkatholische Diakonin) und Mag. Michaela Moser (die ein Jahr in England lebte und eine Arbeit über die Frauen in der Church of England geschrieben hat) berührend nahe brachten. Dr. Martha Heizer hatte zuvor den Standpunkt der römisch-katholischen Kirche in der Frauenfrage erneut bewußt gemacht – um so klarer wurde dadurch, wie Notwendig eine Veränderung auch für die römisch-katholische Kirche ist. „*Sehen, was sein wird*“ – sieben Arbeitskreise beschäftigten sich am Nachmittag mit Visionen von zukünftigen (Weihe)Ämtern, mit Strategien zur Umsetzung unserer Anliegen, mit Fragen zur Frauensolidarität, zu Umfeld und Bedingungen für Frauenweihe, mit Überlegungen, wie Familie und Amt vereinbar sind, und wie Frauen diese Ämter leben und umgestalten würden, nicht zuletzt auch zum Heil der Männer in diesen Diensten.

Die *Ökumenische Frauenliturgie* als Abschluß dieses Tages war ein Gottesdienst, wie wir ihn alle erträumen, aber selten erleben. Wut und Enttäuschung, Freude und Hoffnung, Lachen und Weinen, Beten und Singen, Schweigen und Mahlhalten . . . alles fand seinen Platz, durfte gelebt und erlebt werden in einer tiefen, bewegenden Begegnung mit Gott und Menschen.

Als erstes, bleibendes Signal dieses Studientages wurde einstimmig beschlossen, auch in Österreich die „*Aktion Lila Stola*“ zu starten. Die Idee stammt aus England und kam über Deutschland und Südtirol auch zu uns. Frauen – und auch Männer – werden eingeladen, bei Sonntagsgottesdiensten eine lila Stola, einen Schal oder den Anstecker zur Aktion zu tragen, um damit deutlich zu machen: Wir wollen Priesterinnen und Diakoninnen auch in der römisch-katholischen Kirche.

Der zweite Beschluß betraf die Formulierung einer „*Maria Plainer Erklärung*“, die inzwischen vorliegt und bei der Pressekonferenz der Plattform „Wir sind Kirche“ aus

Anlaß des 2. Jahrestages des „Kirchenvolks-Begehrens“ am 10. Juni 1997 der Öffentlichkeit präsentiert wurde.

Ein jährliches Treffen, eine Gruppe, die sich weiterhin für das Anliegen der Frauenweihe einsetzt und internationale Vernetzungen sucht, sowie die Herausgabe eines weiteren „Herdenbriefes“ zum Frau-Sein in der Kirche sind geplant und werden von der Plattform „Wir sind Kirche“ unterstützt und getragen.

Der Studientag war ein mutmachender, kraftvoller Schritt in eine Zukunft, in der auch die römisch-katholische Kirche erkennt, daß sie nicht für alle Zeit den Ruf Gottes an Frauen mißachten kann, wenn sie ihrem Auftrag gerecht werden will, auch morgen noch die befreiende Botschaft Gottes den Menschen nahe zu bringen.

Predigt

Ferdinand Kerstiens

Zum Nachdenken für Neujahr

Wie die „Kirchenvolksbegehren“ eine Neuorientierung kirchlicher Strukturen und Einstellungen anstreben, so regt auch Pfarrer Kerstiens an, die kirchlichen und gesellschaftlichen Probleme der Vergangenheit aufzuarbeiten und eine Neuorientierung zu suchen, die dazu beiträgt, daß „Gott seine Zukunft mit uns beginnen kann“. red

Der Jahreswechsel lädt uns ein zum Nachdenken – zum Nachdenken über das, was in jedem Augenblick geschieht. Um Mitternacht werden die Sekunden gezählt, dann ist das gegenwärtige Jahr schon das vergangene, ein neues hat begonnen. Wir leben immer im kurzen Übergang vom noch Kommenden zum schon Vergangenen. Was heute noch morgen ist, ist übermorgen schon gestern. Das wird uns nie so bewußt wie zum Jahreswechsel.

Das sollten wir nutzen zum Nachdenken. Im Blick zurück: Das Vergangene ist ja gar nicht vergangen. Es ist in mir gegenwärtig. Es ist gut, sich zu erinnern, das scheinbar Vergangene immer wieder zu bedenken. Die

Psychologen sagen uns: Was nicht erinnert wird, wird verdrängt und bedrängt uns dann von innen. Wir sollten deswegen in unserem Erinnern auch die dunklen Seiten nicht auslassen, uns den Enttäuschungen stellen, auch dem eigenen Versagen. Die Psychologen sagen: Es ist nötig, Trauerarbeit zu leisten. Nur so können wir das Vergangene geduldig verwandeln, damit es uns nicht mehr quält. Es ist zu einfach, wenn wir sagen: Zeit heilt Wunden. Das geschieht nicht automatisch. Sich erinnern heißt nicht, an der Vergangenheit kleben bleiben, sondern damit umgehen lernen. Bei diesem Nachdenken werden wir auch auf das stoßen, wofür wir danken möchten, auf die Menschen, denen wir danken möchten.

Von Maria heißt es: Sie bewahrte all diese Geschehnisse und bewegte sie in ihrem Herzen. Sie war ja immer wieder dem unbegreiflichen Wirken Gottes ausgesetzt. Sie verstand es nicht, aber bewegte es in ihrem Herzen. So konnte sie auch das Unverständene durchtragen, ohne es zu verdrängen und ohne daran zu zerbrechen. Nur so kann man auch aus der eigenen Vergangenheit lernen. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern auch für uns als Gemeinde und als Kirche, für uns in der Gesellschaft. Nur wenn wir uns ohne Scheuklappen und falsche Rechtfertigungsversuche der Vergangenheit stellen, kann Versöhnung geschehen. In Südafrika gibt es eine Kommission, die bei uns fast nur unter dem Namen „Wahrheitskommission“ bekannt ist. Sie heißt aber: „Kommission für Wahrheit und Versöhnung“. Dort können alle Opfer, aber auch die Täter sagen, was sie erlitten bzw. getan haben. Das Ziel ist nicht die gerichtliche Aufarbeitung, die Verurteilung der Täter. Das ist auch kaum möglich. Aber die Wahrheit muß heraus, muß öffentlich werden, damit die Opfer wieder aufrecht gehen können, damit die Verbrechen an ihnen nicht weiter verschleiert und die Opfer damit noch einmal Opfer werden. Bloßes Vergessen oder Verdrängen hilft nicht weiter. Öffentliche Versöhnung setzt öffentliche Wahrheit voraus.

Wo ist das nicht überall nötig: Im letzten Jahr gab es bei uns die Diskussion, die Daniel Goldhagen angestoßen hatte: Waren die Deutschen nicht vielfach willfähige Mittäter bei der Ausrottung der Juden? Die emotionale Abwehr hier bei uns zeigte, daß diese